

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 69.

Freitag, 10. März

1933.

Der falsche Herzog

Roman von Erica Grupe-Lörcher

28. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Es wird noch manches Amulett geben, auf dessen Sammetstück der San Miguel als Schutzpatron gemalt ist!“

„Gewiß. Aber dieses Amulett kenne ich wieder, Tobias! Ich habe es abgenommen und nach allen Seiten gewendet, und habe ganz genau meine Art der Stiche wieder erkannt, mit denen ich die schmale Seidentordel um den Sammet nähte! O, ich weiß noch so gut, wie ich das Amulett nähte, weil du den Knaben deiner Schwägerin Rafaela mitgeben wolltest!“

„Hätte ich ihn ihr doch nie anvertraut, Trinidad!“

Eine tiefe, sichtlich bange Stille. Wie eine schwere Erinnerung schien es nebenan über beiden Menschen zu lasten.

„Wer weiß, wohin Rafaela damals unseren Knaben wirklich gebracht hat, Tobias? Ich sage dir nochmals, als ich unseren Knaben aus dem Findelhause abholen wollte und der Knabe mich zurückstieß, — wohl, weil er mich als Mestizin erkannte —, daß ich damals den schlechtesten Eindruck von Rafaela empfing!“

Balthasar krampfte in einer hilflosen Verzweiflung die Hände zusammen. Was bedeutete das alles? Er war doch der Herzogssohn der Altamiras! Wer hätte je daran gezweifelt seither? Und das Amulett — —? Das hatte ihm Miguel beim Abschied für immer geschenkt. Zum Zeichen, daß alles, was in den Jahren vorher trennend zwischen ihnen gestanden, beim Abschied vergeben war. Und als frommen Wunsch für Balthasars Zukunft.

Nebenan blieb es still. So grub Balthasar in seinen Gedanken und Erinnerungen weiter. Von den Aufzuerungen dieser Frau führte eine Brücke zu Miguel. War er tatsächlich ihr Sohn? Plötzlich hob sich, wie aus einer verschütteten Grube, die Szene aus seinen Gedanken, wie Miguel während der Nachtprozession im Hause von Milagros Eltern als Cuna Knabe auftauchte und mit schmerzlicher Empörung sein Erlebnis berichtete, eine Negrita habe ihn als Kind mit sich nehmen wollen. Er aber sei ihr entlaufen — —

Nun wohl, wenn Miguel tatsächlich der Sohn dieser Leute war, — was für Fäden führten denn zu ihm, dem Sohn des Herzogs von Altamira?

Still! Nebenan sprach die Frau weiter. Abermals in leidenschaftlich erregtem Ton: „Und diese fabelhafte Ähnlichkeit, die das Ohr dieses Herzogssohnes mit dem deinen hat, Tobias? Willst du die bestreiten? Als wir den Knaben im Profil in seinen Rissen liegen sahen, habe ich dich auf sein Ohr aufmerksam gemacht. Auf die Ähnlichkeit mit dem deinigen, das in der Ohrmuschel genau dieselbe Einknickung hat! Und du selbst hast damals, als er zur Welt kam, gelacht und gesagt: „An dieser fabelhaften Ähnlichkeit der Ohrmuschel werde ich ihn immer wieder erkennen“ — —!“

Ihre Stimme wurde immer überzeugter und überzeugender. Der Mann stützte endlich den Kopf in die

Hände, als stiege riesengroß eine Möglichkeit vor ihm auf, an die er noch nicht zu glauben wagte — —

Sie aber sprach weiter, indem sie jetzt langsam um den Tisch ging und sich ihm näherte. Dabei gewährte Balthasar zum erstenmal ihre Züge. Er sah ihr eigenartiges Profil. Dann ihr volles Gesicht —

Sein Herz tat plötzlich harte, schwere Schläge. In einer Anwandlung von Schwäche, die ihn bei seiner jähen Erregung überfiel, drohte seine Bewußtlosigkeit wiederzukommen —

Waren die Züge dieser Frau nicht dieselben, wie die seinigen? All das Eigenartige, das er im Spiegel in seinen eigenen Zügen gelesen, das ihn von den anderen Altersgenossen äußerlich unterschied — dieser „Malaientypus“ —, wie der Madrider Hofherr damals im belauschten Gespräch mit dem Sevillaner Adeltigen gesagt hatte —, daß Balthasar ihn besäße —, der stand in unverkennbarer Deutlichkeit auch im Antlitz jener Frau!

„Tobias, was sagte dir der Arzt, als du ihn fragtest: Daß eine Ähnlichkeit von nahen Familienmitgliedern, Ähnlichkeiten von Kindern und Eltern, in erster Linie durch die Ähnlichkeiten der Ohrmuscheln festgestellt würden!“

Der Mann regte sich nicht. Sie aber legte die Hand auf seine Schulter und drang weiter in ihn: „Und als wir eine Nonne zu seiner Pflege zu Hilfe riefen, weil sein Fieber so rasend stieg — weist du noch, was sie im ersten Augenblick zu mir sagte, als ich sie an sein Krankenbett führte: „Ah, Madame, es ist wohl Ihr Sohn?““

Ein Laut schlug durch das Zimmer.

Balthasar hatte sich etwas in den Rissen erhoben. Er fühlte sich zwischen Traum und Wahrheit, zwischen Halluzination und Tatsachen —

Raum dem Leben wieder zurückgegeben, seine Umgebung erst mühsam mit Bewußtsein abtastend, riß das Schicksal ihn vor die seltsamste Frage seines Lebens. Er sollte nicht der Sohn des Herzogs von Altamira, sondern dieser Frau sein?

Das ging über seine geschwächten Kräfte.

Er schrie laut auf. War es Schmerz? War es Erschrecken? War es nicht grenzenlose Hilflosigkeit gegenüber diesen, ihn umtaumelnden Möglichkeiten?

Im nächsten Moment war die Frau mit eigenartig geschmeidigen, graziösen Bewegungen zu ihm hereingeglichen und trat an sein Lager.

„Mein Gott, er ist zu sich gekommen! Endlich — Endlich!“

Sie stand vor ihm mit gefalteten Händen, als blicke sie in ein Mysterium mit unaussprechlichen Wünschen.

Er fühlte sich kaum imstande, zu sprechen. So würgte ihn das Fragen.

„Was ist mit mir geschehen, Sennora? Wo befinde ich mich?“

„Im Palais, das dem Herzog von Altamira in Sevilla gehört. Mein Gatte dort und ich haben es seit Jahren verwaltet. Sie sind bereits sehr krank in Paris eingetroffen, Sennor, und haben wochenlang an einem schweren Nervenleiden und einer Lungenentzündung gelegen.“

Sein Kopf sank wie Blei schwer in die Kissen zurück. Seine Augen gingen bald zu der Frau an seinem Lager, bald zu dem Herrn, der jetzt mit der eleganten Sicherheit des einstigen spanischen Offiziers zu ihm hereintrat.

„Wie fühlen Sie sich, Don Balthasar? Wir sind sehr glücklich, endlich einmal ein Mitglied des herzoglichen Hauses hier begrüßen zu dürfen!“

Balthasar sah ihn fest an, ohne sich zu regen: „Sie haben meinen Wunsch erfüllt, den ich Ihnen sogleich bei meiner Ankunft hier äußerte? Sie haben meinen Eltern nicht mein Kommen mitgeteilt?“

„Nein, Sennor. Aber jetzt, wo die Gefahr hoffentlich überstanden ist, werden Sie mir erlauben, Ihren Eltern mitzuteilen, daß Sie eingetroffen sind?“

„Nein!“ sagte der junge Kranke mit ungewöhnlicher Härte. „Ich verbiete es Ihnen, Don Tobias! Denn ich werde nie mehr zu ihnen nach Sevilla zurückkehren! Ich bin noch zu schwach, um Ihnen die Gründe zu sagen, — aber — —“

Da brach seine Kraft zum Weitersprechen. Er warf sich in die Kissen und wühlte seinen dunklen Kopf tief ein. Der Schmerz über Milagro, das Gefühl der Heimatlosigkeit überwältigte ihn. — Nur daß eine Frauenhand jetzt weich über sein Haar strich, kühlte er.

Vierzehntes Kapitel.

Die Dienerin Pedra zog das hübsche, durchbrochene, weiße Gittertor, das in keinem typischen Sevillaner Hause fehlte, mit einer Bewegung von verdrossenem Ärger hinter sich zu.

Du liebe Zeit, sie wollte doch auch einmal eigene Wege gehen und ungebunden sein, und sich nicht immer geradezu sklavisch neben ihrer Herrin halten!

Während sie mit ihren wiegenden, ewig unruhigen Schritten hastig dem Hofen zuging, blickten ihre stehenden Augen nachdenklich vor sich hin. Auf die Dauer ging es nicht so weiter, sagte sie sich jetzt erbittert, es wurde von Monat zu Monat klarer, daß Dona Rafaela in geistige Verwirrung versank, daß ihre schon jahrelange Menschenhass zum Verfolgungswahn wurde, weil sie fürchtete, jeder, der sich ihr näherte, komme, um ihre einstige Schuld aufzudecken!

Vollkommen von allem Verwandten- und Bekanntenverkehr abgeschlossen, selbst jedem religiösen Zuspruch der Kirche gegenüber völlig ablehnend, lebte Rafaela mit Pedra in ihrem winzigen Häuschen ein Leben für sich, ohne jede Reue, einzig unter dem Gefühl einer dunklen Angst vor Bestrafung stehend, von der gesamten Nachbarschaft kurzweg als „die verrückte Sennora“ bezeichnet.

Pedra aber hatte im Verlauf der Jahre einen zunehmenden Hang zu ihrer Rasse. Sie war mit den Bekannten ihrer Zigeunerkolonie im Vorort Triana in enger Beziehung geblieben. So setzte sie auch heute ihr Weggehen trotzig bei Dona Rafaela durch, weil in Triana die Zigeunerkolonie ein seltenes Fest beging: man bestaute den neuen, soeben fertiggestellten Altar in der alten Kirche San Jacintho in Triana, dessen Aufstellung den Zigeunern bewilligt worden war.

In der populären, alten Barockkirche war heute deswegen eine festliche Unruhe. Lauter braune Gesellen und Frauen und Mädchen in ihrer typischen Zigeunerkleidung umstanden den neuen Altar mit besonderem Stolz. Hatten sie, die Ärmsten der Armen, doch die Mittel buchstäblich pfennigweise Jahr und Tag sich zusammengebetzelt!

Auf einem breiten, viereckigen Holzpodeest eine Kreuz-

zigungsgruppe in Holz ausgeführt. Als Schmuck am Außenrand künstliche Blumen und sonstige Verzierungen in möglichst blinkendem Blechwerk. Zu Gold oder Vergoldung oder echtem Silber hatte es nicht gelangt. Aber auch dieses da würde prangen und blitzen und leuchten, wenn man den Altar zum ersten Male in den großen Prozessionsnächten mit durch die engen, alten Straßen trug.

Pedra war auf die Freundin gestoßen, mit der sie ein Zusammentreffen hier heute verabredet hatte, und mit ihr vollkommen in die Betrachtung des Altars versunken, als sich ihr plötzlich von hinten eine Hand auf die Schulter legte und sie ihren Namen hörte. Sie fuhr herum. Ihr braunes Gesicht entfarbte sich fahl, als sie den Geistlichen der Vorstadtkirche erkannte.

„Ich treue mich, Pedra, daß ich bei dieser Gelegenheit endlich einmal wieder dich treffe! Wo stehst du denn? Und warum läßt du dich nie mehr in unserer Gemeinschaft blicken?“

Er verkörperte den Typus des gütigen Seelenhirten, der jedes seiner Schäfchen im Auge behalten möchte. Aber er war im langen Laufe der Jahre ein guter Psychologe und Menschenkenner geworden. Und so las er aus dem jähen Erblichen der Zigeunerin, ihrem vor Schreck halbgeöffneten Munde, ihren hilflosen Augen einen geheimen Untergrund.

Durch einen Blick winkte er sie jetzt abseits aus dem Gewühl: „Du bist nie mehr zur Messe gekommen, Pedra. Hast nicht einmal Ostern gemacht!“ (Die österliche Beichte abgelegt.)

Ihr gelbliches, nun schon etwas runzeliges Gesicht wurde noch um einen Schein fahler. Sie wollte banale Ausflüchte machen. Aber die Worte versagten ihr unter seinem Blick, der, nicht strafend, nicht zürnend, doch ihr bis in die Tiefen der Seele ging. — Er hatte es ja oft erlebt, gerade die Starken, die leidenschaftlich Wilden, die auf ihre seelische Unabhängigkeit pochenden vermieden eine religiöse Aussprache, wenn sie unter einer großen Schuld standen — — —

So redete er jetzt mit einigen Worten großer Pflichterfahrung auf sie ein, gütig, erbarmend, sie seelisch an sich ziehend, voll kluger Umsicht das Hauptächlichste berührend. — Und ihr wurde plötzlich klar, wie sie sich von der Kirche und von allem Religiösen entfremdet, wie sie innerlich friedlos sich immer übertäubend, unter dem Zwange von Dona Rafaela die Jahre zugebracht hatte.

Auch nachdem sie mit der befreundeten Zigeunerin den Heimweg bald darauf antrat, sinnierte und grübelte Pedra im stillen weiter. Der Herr Pfarrer hatte recht! Man war auf Schritt und Tritt vom Tode umfängen. Deswegen mußte man immer auf die letzte Stunde vorbereitet sein. Ohne Absolution plötzlich eines Tages wegsterben müssen, dem ewigen Fegfeuer, der ewigen Verdammnis preisgegeben —? Und das alles nur um diese schändliche Tat ihrer Herrin willen, die sie zum ewigen Schweigen, auch im Beichtgeheimnis, verpflichtet?

Beide Frauen hatten es eilig, nach Sevilla hinüberkommen. Der Weg über die einzige Brücke bedeutete einen Umweg für sie. Deswegen beschloffen sie, die Fähre zu benutzen, die den Guadalquivir an jener Stelle überquerte, wo der berühmte Magalhaes seine Weltumseglung begann und Spanien in Ostafrika seine wertvolle Kolonie, die Philippinen, verschaffte.

Es war die Dämmerstunde eines Dezembertages. Der strahlende Sonnenschein des Tages war einer blassen blaugrauen Beleuchtung früh gewichen. Die großen Bogenlampen am Kai waren bis jetzt ebenso wenig angezündet, wie die kennzeichnenden Lichter von den Schiffen aufgeleuchtet waren. Aber der Fährmann achtete mit andalusischer Sorglosigkeit nicht auf das alles, — bis plötzlich ein den Fluß heraufziehender Dampfer unmittelbar vor ihnen auftauchte, als die Fähre hinter dem Bug eines anderen lagernden Schiffes hervorkam. —

(Fortsetzung folgt.)

Märzenschnee.

Heitere Geschichte von Wilhelmine Baitinester.

Die Steiger-Toni steht in der Küche am Waschzuber und schafft wie eine leidhastige Maschine. Die Arbeit muß wegkommen; um vier will sie damit fertig sein. Um vier wartet nämlich der Peppi auf sie. Kaum, daß sie sich Verschäufeln gönnt. Wie sie auf einmal aufschaut, warum es denn immer finsterner und finsterner wird, sieht sie zu ihrem Schrecken, daß aus dem zuvor noch so zartblauen Märzhimmel dicker Schnee floßt. Außer sich ist da die Toni. In einer Stunde soll der Peppi auf der anderen Seite des Baches, dort, wo der Wald beginnt, auf sie warten. Und sie hat sich besonders schön machen wollen. Sie schneidet dem Schnee eine wütende Grimasse. Die Freud' ist ihr versalzen; denn nun kann sie sich nicht im nagesneuen Nieder zeigen, sondern muß sich wieder in den Wettermantel wickeln wie im tiefsten Winter und die ausgehatschten Schuhe anziehen. Es ist ein Jammer. Fuchsteufelswild bearbeitet sie die Wäsche. So ein März war noch nicht da! Kaum ist der Himmel anständig blau, regnet oder schneit es los. Märzenschnee tut nicht nur den Saaten weh.

Wie die Steiger-Toni dann zehn Minuten vor vier aus dem Häusel tritt, im Lodenmantel und mit dem Hütel auf dem hübschen Kopf, da schaut sie, obwohl man von ihrem wunderbaren neuen Samtmieder nichts sehen kann, zum Anbeissen aus. Das Gesicht noch von der eiligen Arbeit bachelwarm und rot, geht sie mit schnellen Schritten durch den wässerigen Schnee zum Steg hinüber und lugt nach ihrem Peppi aus. Aber der ist nicht da.

„No...?“ Die Steiger-Toni geht drüber auf der quatschweichen Wiese auf und ab. Im Dorf hat es längst vier geschlagen. Der Schnee wird dichter. Kein Peppi kommt.

„Der Malefizbua, wo bleibt er denn?“ Läßt er sie da bei dem grauslichen Wetter stehen wie einen Dadel! Zulezt wird sie wütend und geht mit kriegerischen Schritten heim. Und das weiß sie genau: Trifft sie ihn jetzt auf dem Weg, dann geht's ihm nicht gut. Sie trifft ihn aber nicht.

Daheim hängt sie den nassen Mantel auf einen Haken, zieht sich neben dem warmen Herd die Schuhe aus und heult los.

„Woas is?“ fragt die Mutter aus dem Eck, wo sie Kartoffeln schält.

Die Toni rückt nicht mit der Sprache heraus. Es ist allzu beschämend, was er ihr angetan hat. Am liebsten würde sie auf der Stelle sterben.

Abends kommt er mit dem harmlosesten Gesicht der Welt und sagt ausgeräumt: „A graulich's Wetter, gelt?“ Und schüttelt den Märzenschnee gemächlich vom Hut. Wie er der Mutter die Hand gegeben hat und auf die Toni zugehen will, dreht sie ihm barisch den Rücken. Der Peppi schaut fragend zur Mutter hinüber. Die zuckt die Achseln. Narrisch sind die jungen Leut, wenn der Kenz kommt. Sie wird der Toni jetzt täglich einen Frühjahrstee tochen, der ist gut fürs Gebliit und gegen die Launen.

„Rud' außa mit der Sprach! Woas is denn g'scheh'n?“ fragt der Peppi hinter der Toni und geht um sie herum, um endlich ihr Gesicht zu sehen; aber da dreht sie sich wieder und wieder, und es gelingt ihm nicht, ihre bitterbösen Mienen zu erblicken.

„Alsdann nit.“ Der Peppi wird böß, läßt die Toni stehen, wo sie steht, und setzt sich zur Mutter, um mit ihr ein vernünftiges Gespräch über die Aussaat zu beginnen.

Die Toni steht eine Weile still auf ihrem Platz, dann geht sie zum Peppi hin und haut ihm eine Ohrfeige herunter. „No, endlich amal sangst zu reden an!“ sagt er gutmütig und wischt sich die Bäck ab.

Die Mutter zieht es vor, in ihre Küche zu gehen. Das Grünzeug soll allein raufen.

„Warum bischt nit kumma heunt um vier?“ fährt die Toni den Peppi an.

„s hat doch g'schneit! Bischt denn du bei dem Wetter dort g'wen?“

„Dös glab' i. I halt mei Wort!“

„Dös hätt' i mir do nit dacht, daß du im Märzenschnee auf der Wies'n steht und wart'st.“

„I fürcht' mi nit vor a bissel Wasser'schnee“, sagt sie spöttisch.

„Moanst, i bin wasserscheu? Aba i hoan mir denkt, bei schlech'n Wetter gilt die Abmachung nit und i geh' halt abends her.“

„Davon hab' i nig“, fährt es ihr heraus.

„Wieso?“ Er schaut sie erst fragend an, dann zieht ein Lächeln sein Gesicht breit. „Aha! Weil wir nit so viel busseln lönn'n, wann d' Nutta bei uns sibt, gelt?“

Wütend fährt sie auf. Meint er, sie sei gar so veressen aufs Busseln? „I reiz' mi überhaupt nit um deine Busseln! Kannst's behalt'n allesamt. Schau, daß weiterkummt! Bad di!“ Und sie reizt die Haustür auf.

Der Peppi tut so, als ob er gehen wollte. Bei der Tür sagt er: „Madl, überleg's dir!“

„Marisch!“ schreit sie.

Der Peppi geht. Die Toni wirft sich über'n Tisch und heult, als hätte sie Prügel bekommen. Die Mutter schaut in die Stube herein. „Des seid's außa Rand und Band“, schimpft sie und zieht sich brummend zurück. Diese Jugend, wie die im Frühling wild gärt!

Die Haustür geht auf. Der Peppi steckt die Nase in die Stube. „I hoan dir nur woas zeig'n woll'n“, sagt er.

„Woas denn?“ fragte die Toni mit abgewandtem Gesicht, damit er nicht sehen kann, daß sie geheult hat.

„s schneit nimma!“ verkündet er zutraulich die große Neuigkeit. Das Mädchen sitzt terzengerade am Tisch und gibt keine Antwort. — „Magst aukatumba, schau'n?“ fragt er mit sehr zärtlichem Unterton.

„Na.“

„No kumm, Tonerl, kumm!“ Er springt in die Stube, langt nach ihrem Arm und zieht sie, ob sie will oder nicht, mit sich hinaus.

Draußen ist tolles Schneegestöber. „Aba!“ sagt die Toni und will wissen, warum er ihr vorgelogen hat, daß es nicht mehr schneit.

„Aba!“ ässt er zärtlich und pappt ihr den schimpfenden Mund mit einem Schnellfeuer von Küssen zu. Und diesen Busseln kann kein Märzenschnee was anhaben.

Der kleine Gedanke.

Eine Satire von Victor Merbig (Berlin).

Es war einmal ein kleiner Gedanke. Sein Erzeuger, ein furchtbar berühmter Mann, hatte es nicht einmal für der Mühe wert gehalten, ihn zu Ende zu denken. So blieb denn der kleine Gedanke in einem Winkel des Gehirns sitzen und fand Muße, sich das Getriebe darin anzusehen.

Das war nun allerdings eine seltsame Welt. Das wunderlichste Volk drängte sich hier durcheinander. Von den einfachsten Gedanken angefangen bis zu den größeren Weltumfassern. Sie alle wurden von der Gehirnsfabrik erzeugt, fanden, nachdem sie sich mehr oder weniger kurze Zeit hier herumgedrückt hatten, den Weg aus dem Gedankenpförtchen hinaus und wurden in Taten umgesetzt. Das war bei vielen von ihnen etwas Außergewöhnliches, denn der berühmte Mann brachte sie zu Papier, und die Welt nannte den Verfasser deshalb denn auch einen „Dichter“!

Solche Dichtergedanken liebte der kleine Gedanke ganz besonders, denn er war ja selbst einer, wenn auch nur ein ganz kleiner, verkrüppelter, und er betrachtete sie sich stets ganz genau.

Manchmal mußte er sich freilich wundern, wenn Gedanken, gar nicht viel größer als er selbst, in die Welt hinausjagen. Das geschah gewöhnlich, wenn es etwas neblig im Gehirn war.

nicht immer gleich sein. An schönen Tagen zogen dafür nun, das Wetter kann ja selbst im schönsten Gehirn Scharen von Gedanken lustig ein und aus, ja manchmal kam dann sogar einer, der Purzelbäume schlug, daß der ganze Gehirnkasten wadelte. Das war aber nur ein ganz seltener Gast, und man nannte ihn: einen guten Wis.

Dem kleinen Gedanken jedoch sollte gerade ein trüber Tag Glück bringen, denn an einem solchen war es, daß, nachdem die Gedankenfabrik lange vergeblich gearbeitet hatte, der furchtbar berühmte Mann den kleinen Gedanken wieder entdeckte und, um doch etwas zu tun, aufschrieb.

Nun war des kleinen Gedanken sehnsüchtiger Wunsch erfüllt: er kam auf die Welt!

Aber ihn erwartete eine bittere Enttäuschung, denn von der ersehnten Welt sah und hörte er einstweilen nichts. Der Zettel, auf dem er stand, lag in eine Mappe zu vielen, vielen anderen und geriet in Vergessenheit. . . Da war es denn doch im Gehirn des furchtbar berühmten Mannes bedeutend vergnüglicher gewesen. Da gab es doch noch Leben und Bewegung. Hier aber war alles tot. Der kleine Gedanke langweilte sich entsetzlich!

Dieser Zustand dauerte eine ganze Weile, der kleine Gedanke wußte selbst nicht, wie lange, doch endlich kam auch für ihn der Tag der Auferstehung. Der berühmte Mann war gestorben, und man veranstaltete eine Neuausgabe seiner gesammelten Schriften, in die auch sein Nachlaß aufgenommen wurde. So kam es, daß selbst der kleine Gedanke nicht vergessen wurde, er sah sich zum erstenmal gedruckt und prangte ganz stolz unter den „Gedankenplittern“!

Wenn nun aber ein bedeutender Dichter stirbt, so will es der gute Brauch, daß sich das Heer der Literaturforscher mit verstärktem Eifer auf dessen Werke stürzt, an allem herum-

tiftelt und deutelt, alles „kommentiert“ und jedem Worte einen bedeutenden Sinn unterlegt, denn ein bedeutender Mann kann doch nur bedeutende Gedanken gehabt haben. So wurde denn auch der kleine Gedanke für sehr geistreich erklärt, und niemand wagte es, dem zu widersprechen.

Der kleine Gedanke selbst wunderte sich sehr darüber, denn er wußte selbst am besten, wie winzig er war. Aber er sollte bald noch mehr erstaunen. Es geschah etwas ganz Merkwürdiges: Ein Lyriker, dem gerade nichts Eigenes einfiel — man sagt, daß so etwas bei Lyrikern tatsächlich hin und wieder vorkommen soll —, war auf ihn aufmerksam geworden und verarbeitete ihn zu einem Gedicht.

Das Gedicht machte den Leuten Spaß, dem kleinen Gedanken aber am meisten, denn er freute sich ungeheuer, daß er nun kein kleiner Splitter mehr war, sondern was Rechtes.

Das Gedicht wurde auch von einem Schriftsteller gelesen. Es gefiel ihm gleichfalls, und, da ihm gerade nichts Eigenes einfiel — man sagt, daß so etwas bei Dramatikern tatsächlich hin und wieder vorkommen soll —, fand er, daß sich der Stoff vorzüglich zu einem Drama eigne. Er hängte also dem kleinen Gedanken ein bedeutendes historisches Gewand um, verklärte seinen Sinn durch Worte, die kein Mensch verstand, und schuf so ein großes Drama.

Das Drama wurde in zehn Theatern und einem Zirkus gleichzeitig aufgeführt, und da die Schauspieler darin ungemein viel Treppen steigen mußten, befriedigte es selbst das anspruchsvollste Publikum. Am befriedigsten aber war der kleine Gedanke selbst, denn nun hatte er sich überzeugt, daß er eigentlich ein ganz großer Gedanke sei!

Das Drama wurde von vielen gesehen. Auch ein Filmregisseur und ein Gelehrter lernten es kennen. Da beiden gerade nichts Eigenes einfiel — man sagt, daß so etwas selbst bei solchen Leuchten tatsächlich hin und wieder vorkommen soll —, regte es sie zu epochemachenden Arbeiten an. Der eine stellte einen grandiosen Film von noch nicht dagewesener Kilometerzahl her, von dem selbst Kenner sagten, er sei interessanter als ein Vorkampf. Der andere schrieb ein großes wissenschaftliches Werk „Die Geschichte eines großen Gedankens“.

Beide Arbeiten wurden gnädig aufgenommen, am gnädigsten von dem kleinen Gedanken selbst, denn er dünkte sich von nun an nicht nur ein großer, sondern schlechtweg der größte Gedanke zu sein, und blickte verächtlich auf alle anderen herab.

Er durfte das ja auch ruhig, denn wer konnte seiner nun wissenschaftlich anerkannten Größe jetzt noch etwas anhaben?

Neue Bücher

* Wilhelm Michel: „Geliebte Welt“. (Darmstädter Buch- und Kunstverlag, Gotthard Beckho). Das ist so ein Buch für heinnische, aber naturverbundene Leute. Was man bei sich selber als Märchen auf dem Grunde der Dinge ahnt, das kann Michel in Worte kleiden, die oft restlos ausdrücken, was wir selber spüren. Landschaft, Bäume, Jahreszeiten, Kind und Tier werden uns zur lieben Welt, wenn wir sie so sehen. Diese Dinge lieben, heißt mit allen Gemütskräften den Grund und Zusammenhang, in den unser eigenes Wesen eingebettet ist, begreifen. Michel spannt uns in die großen Takte der Natur ein. Wir werden durch die Liebe, durch die große Liebe mit ihr verbunden. „Lieber Mensch, die Welt will von dir geliebt werden.“ Manche Stücke in dem Buche sind erlebte Perlen erlebten Naturerlebens. So etwa „Lob der Bäume“, „Garten im Winter“, „Lichter auf Gräbern“, „Geliebte Frauen“, aber es gibt noch eine Freude nebenher. Als der Verfasser nach Bildern suchte, die klangen wie seine Worte, da fand er, der eine moderne Sprache reden wollte, nichts vor unter den modernen Meistern. Es sollte naturfromm sein im Untergrunde, was er suchte. Erst bei den alten Meistern bei Dürer, bei Altdorfer, Hans Baldung, Hans Burgkmair, Wolf Huber, Lukas Cranach fand er jene Naturverfentung, um die es ihm ging. Jenes besänftigte, stille Ernsthnehmen der Naturdinge und das zeitlose Seltsame mit ihnen, was er selbst meinte. Wer je zweifeln konnte, ob es eine selbständige deutsche Kunst gibt, erlebt es an diesen Bildern, daß jene alten Meister ihre besondere Art zu sehen und eine eigenständige Art zu formen besaßen. Die Welt will, lieber Beschauer, von dir geliebt werden, sagen diese Strichzeichnungen, wo die Menschenseele voll in die Natur ausgegangen ist, und sie zu sich heimgeholt hat. Wer einem naturfrohen Menschen eine rechte Freude machen will, schenke ihm dies Buch und die Bilder darin.

* Leopold Weber: „Mit Ernst Kreidolf in den bayerischen Bergen“, mit 25 Zeichnungen (Kotzappel-Verlag, Zürich). Die künstlerische Entwicklung Ernst Kreidolfs ist in ihren allgemeinen Zügen allen Deutschen diesseits und jenseits politischer Grenzen bekannt. Aber zu seinem 70. Geburtstag zu schildern, wie sein Künstlerum aus dem Persönlichen heranwuchs, dazu ist vielleicht derjenige am ehesten berufen, der mit ihm seine Jünglingszeit mit ihrem Drang aufwärts, mit ihren Leiden und Freuden, in enger Freundschaft erlebt hat. Um so mehr, als damit das Bild einer versunkenen Zeit lebendig wird, das ursprüngliche Leben und Treiben des vom modernen Allerweltverkehr noch kaum berührten kräftigen bayerischen Bergvolks, wie es sich in den 80. Jahren des vorigen Jahrhunderts abgepielt hat. Der Verfasser hofft neben der Jugendgeschichte Kreidolfs zugleich ein Stück Zeitgeschichte geschildert zu haben. Das hübsch ausgestattete Buch wird den Freunden Kreidolfs eine willkommene Gabe sein.

* „Grenzwehr im Osten“. (Allstein-Verlag, Berlin.) Richard Stowronnek. Vor etwa einem Jahr hatte Richard Stowronnek den 70. Geburtstag gefeiert, im Oktober 1932 ist er verschieden. Die beiden seiner Romane, die seinen Namen zum volkstümlichen unter allen Erzählernamen seiner Generation machten, erscheinen nun heute zu einem Band zusammengefaßt in ungekürztem Neudruck. Es sind die „Sturmzeichen“, in denen zwischen 1913 und 1914 seine Sorge um Deutschland den kommenden Krieg vorausah, und „Das große Feuer“, die schlichte Chronik der Wochen um den Kriegsausbruch. In Berlin hat Stowronnek die Handlung beginnen lassen. Dann aber wird Ostpreußen mit der Kreisstadt, die er Ordensburg nennt, der Schauplatz. Das volksmäßige Leitmotiv wird der Text des Soldatenlieds von der „Grenze fern im Osten“. In diesen Romanen, in denen die Kunst des Unterhalters sich bewährt, und die doch in ihrer Gegenständlichkeit und Treue über den Unterhaltungszweck hinausgehen, wird der ganze deutsche und mairische Menschenschlag, dem die Ostprovinz Heimat ist, Bürger, Grundbesitzer und Kleinbauern, in einer Fülle charakteristischer Gestalten sichtbar.

* Franz Körmendi: „Versuchung in Budapest“. Roman (Propyläen-Verlag, Berlin). Zwei große englische und amerikanische Verlage veranstalteten vor einiger Zeit ein gemeinsames Preisauschreiben für den besten internationalen Nachkriegsroman. Der Preis fiel auf den jungen unbekanntem Ungarn Franz Körmendi. Das Buch verdankt seinen Erfolg und das Interesse, das es überall findet, seinem Charakter als Dokument eines geistigen und moralischen Zustandes während des ersten Jahrzehnts nach dem Krieg. Körmendi erzählt einfach und ohne Tendenz die Schicksale einer Generation, die der Weltkrieg in ihren Grundlagen erschütterte. Hinter dem Einzelschicksal eines Mannes, der nach mühevoller Aufstieg und Schaffung einer eigenen sicheren Existenz noch einmal mit seiner Vergangenheit in Berührung kommt, mit seinen Zweifeln, Jugendwärmen und abgelegten Hoffnungen, formt sich das Bild jener Jahre, die die Bataillone der Kriegsgeneration zur Einordnung in das neue Leben unserer Zeit nötig hatten.

* A. S. Cronin: „Drei Lieben“, Roman (Paul Hölzner-Verlag, Wien IV). Der erste Roman des Dichters „Der Tyrann“ erregte ungewöhnliches Aufsehen. Sein neuer Roman, der nun in deutscher Übersetzung erscheint, ist von demselben mächtigen epischen Atem durchweht, von derselben Schicksalsgröße erfüllt. Lucy Moore ist vielleicht eine noch eindrucksvollere Gestalt als der Tyrann James Brodie. Ihr Lebensweg durch die drei Stufen ihrer Liebe: zum Gatten, zum Sohne, zu Gott, von denen allen sie sich verraten glaubt, ist mit einer Plastik und Dramatik, die hinreißt. Lucys in allem Opfermut herrische Liebe (sie will den zum Sklaven machen, den sie liebt) läßt sie den Gatten, den Sohn verlieren, und als sie Gott in der Stille des Klosters sucht, ist es doch der Gott nicht, den sie gesucht hat. Denn ihre herrische Natur kennt die Demut nicht und sie geht lieber unter, als daß sie sich beugt. Sie verbrennt an sich selbst; die Tragik ihres Lebens ist mit ihrem Charakter notwendig gegeben und unausweichlich. Cronin hat in diesem großartigen Werk eines der erschütterndsten Frauenschicksale gestaltet.

* „Mittelmeerländer“, in der Sammlung „Glemmings Generalkarten“ (Georg Westermann, Braunschweig). Die Entwicklung und der Aufstieg der einzelnen Länder, insbesondere Nordafrikas ist berücksichtigt, so daß die Karte ein vollständiges Bild der politischen Lage am Mittelmeer gibt. Darüber hinaus enthält sie alles, was nur irgendwie die Touristen oder Teilnehmer an den Mittelmeerfahrten interessiert und für Autoreisende erstmalig die Autofahrten.